

Janosch Steuer



»Ein Drittes Reich,
wie ich es auffasse«

Politik, Gesellschaft und
privates Leben in Tagebüchern

1933-1939

Wallstein

Janosch Steuer
»Ein Drittes Reich, wie ich es auffasse«

Janosch Steuwer

»Ein Drittes Reich,
wie ich es auffasse«

Politik, Gesellschaft
und privates Leben in Tagebüchern
1933–1939



WALLSTEIN VERLAG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Deutschen Forschungsgemeinschaft

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2017

www.wallstein-verlag.de

Lektorat: Tanja Ruzicska

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagfoto: Die im Original »Das Tagebuch« betitelte Fotografie
entstammt dem offiziellen Band zum Reichsparteitag 1934.

ISBN (Print) 978-3-8353-3003-0

ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4082-4

Inhalt

EINLEITUNG	9
Die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus	13
Tagebücher und wie man sie lesen sollte	20
Forschungsstand	35
ERSTER TEIL	43
Die soziale Dynamik der »Machtergreifung«	48
1. In »unserer Straße«. Staatliche Gewalt und gesellschaftliche Ausgrenzung 1933	48
2. Eine »nationale Erhebung«. Der Beginn der NS-Herrschaft als überparteiliches Ereignis	57
3. Im »Strudel der Ereignisse«. Positionierung als politisches und biografisches Problem	68
Die Suche nach einer eigenen Position	82
1. »Ich ziehe mich wieder auf mein Tagebuch zurück«. Tagebücher als Mittel der Positionierung	82
2. »Deshalb vertrete ich den vierten Standpunkt«. Positionsbestimmungen jenseits der geforderten Eindeutigkeit	90
3. »Was auch der Führer Adolf Hitler nicht will«. Der Umgang mit Differenzen in der eigenen Positionierung	104
4. »Wenn ich die Einträge von 1933 und 1934 lese«. Die Entwicklung individueller Positionierungen in den 1930er Jahren	122
Positionsbestimmung unter sozialer Beobachtung	133
1. »Wilke und Frau haben sich umgestellt«. Die Beobachtung von Positionierungen im eigenen Umfeld	133
2. »Haus mit Hakenkreuz und Schwarz-Weiß-Rot beflaggt«. Positionieren unter sozialer Beobachtung	144
3. »Das Eine, das mich von allen trennt«. Staatliche Gewalt und soziale Isolation	160

ZWEITER TEIL 179

Das nationalsozialistische Erziehungsprojekt 185

1. Erzieherische Absichten und beteiligte Akteure.
Grundbedingungen politischer Erziehung im Nationalsozialismus 185
2. Formatierte Erziehungsinstrumente und
individuelle Handlungsmacht.
Der Einzelne im nationalsozialistischen Erziehungsprojekt 202
3. Erleben und Reflektieren.
Tagebücher im NS-Erziehungsprojekt 227

Politische Selbstgestaltung im NS-Erziehungsprojekt 242

1. »Die Gemeinschaft beginnt in mir zu wirken«.
Die Beziehung des Einzelnen zu anderen 244
2. »Ich bin in der besten Form meines Lebens«.
Das Verhältnis zum eigenen Körper. 279
3. »Meine eigene erbbiologische Verankerung«.
Die Vorstellung von der eigenen Herkunft 307

DRITTER TEIL 353

Eine neue politische Kultur
in einem neuen politischen System 359

1. Was denkt das »Volk«?
Die Beobachtung politischer »Stimmungslagen« durch
NS-Regime, Exil und historische Forschung 359
2. »Warum kann ich nicht rücksichtslos glauben?«
Die Veränderung politischen Handelns und Bewertens in den
1930er Jahren. 378

Die Regierung und ihr Volk 397

1. Die Regierung beobachten.
Mediale Politikberichterstattung und politische Meinungsbildung
in der NS-Diktatur. 397

2. Der Regierung begegnen. Regierungsansprachen, Massenfeste und individuelles Teilhabebemühen	432
3. Die Regierung unterstützen. Politische Integration und politischer Zuspruch in der NS-Diktatur	454

Das Private und die Frage nach den Grenzen des politischen Systems des Nationalsozialismus	493
---	-----

1. Private Räume	507
2. Private Leben	524

SCHLUSS	549
-------------------	-----

Dank	569
----------------	-----

Abkürzungen	571
-----------------------	-----

Quellen und Literatur	572
---------------------------------	-----

Personenregister	607
----------------------------	-----

Sachregister	609
------------------------	-----

EINLEITUNG

Ende des Jahres 1938 begann der wenige Monate zuvor nach England emigrierte Raimund Pretzel mit der Arbeit an seiner Autobiografie. 1907 in Berlin geboren und dort aufgewachsen, war der Jurist zuletzt als Journalist in der Hauptstadt tätig gewesen, bevor er im August 1938 offiziell für eine Reportage in das Vereinigte Königreich aufgebrochen war. Der Rechercheauftrag hatte ihm von Beginn an allein dazu gedient, die strikten Aus- und Einwanderungsregelungen des NS-Staates zu unterlaufen und eine neue Existenz im Exil aufzubauen. Pretzel folgte seiner schwangeren Freundin, die im nationalsozialistischen Deutschland als Jüdin galt und bereits einige Wochen zuvor emigriert war. Das Paar heiratete unmittelbar nach Pretzels Ankunft und konnte sich dank eines mitgebrachten Startkapitals in einem kleinen Haus in Cambridge einmieten. Doch trotz der im Vergleich mit anderen Emigranten günstigen Ausgangsbedingungen gestaltete sich der berufliche Neuanfang schwierig. Raimund Pretzels Hoffnungen, als ausgebildeter Jurist eine Anstellung an der Universität zu finden, zerschlugen sich ebenso wie die Versuche, als Pressefotograf oder Journalist zu arbeiten. Er war unzureichend vernetzt und verfügte noch nicht über jene Popularität, die er während und nach dem Zweiten Weltkrieg unter dem Pseudonym erlangte, das er sich im englischen Exil zulegte: Sebastian Haffner.

Die schriftstellerische Arbeit, mit der er sich in den ersten Monaten der Emigration befasste, war Teil der Bemühungen um den eigenen Lebensunterhalt, denn »natürlich bot es sich für literarisch versierte Emigranten an, ihr Wissen über das ›Dritte Reich‹, das damals, Ende des Jahres 1938, bereits ganz Europa in Atem hielt, als potentielle Einnahmequelle zu betrachten.«¹ Im Frühjahr 1939 gelang es Haffner schließlich, einen Verleger von seinem Buchprojekt zu überzeugen und einen kleinen wöchentlichen Vorschuss hierfür zu erhalten.² Das Buch entstand aufgrund materieller Notwendigkeiten und orientierte sich entsprechend eng am britischen Publikum und dessen Interesse an Informationen über die politischen Entwicklungen in Deutschland. Autobiografisch vorzugehen lag für Haffner also nicht unbedingt auf der Hand. Dass er es dennoch tat, lässt sich als Beleg für den großen lebensgeschichtlichen Einschnitt lesen, den die Emigration für ihn bedeutete, bot eine Autobiografie doch auch die Möglichkeit der Selbstverständigung über eine offensichtlich abgeschlossene Lebensphase. Aber ein anderer Aspekt ist ungleich wichtiger: Aus dem subjektiven Blickwinkel einer Autobiografie ließ sich eine Dimension der nationalsozialistischen Diktatur in

1 Schmied, Haffner, S. 60.

2 Zur Lebensgeschichte von Sebastian Haffner und dessen Exilerfahrungen siehe seine Auskünfte in Haffner, Als Engländer maskiert; Schmied, Haffner, insb. S. 57-67 und Soukup, Ich bin nun mal Deutscher, insb. S. 62-80.

den Vordergrund rücken, die Haffner für zentral erachtete und die er auch seiner britischen Leserschaft verständlich machen wollte. Entsprechend strukturierte er das Buch nicht entlang der Chronologie des eigenen Lebens, sondern rückte seine Erfahrungen während des Nationalsozialismus in den Mittelpunkt. Diese präsentierte er als Geschichte eines Duells: eines Duells zwischen »einem überaus mächtigen, starken und rücksichtslosen Staat« – dem NS-Regime – »und einem kleinen, anonymen, unbekanntem Privatmann« – Haffner selbst. Seine Erinnerungen an die Zeit bis 1933 bildeten demgegenüber nur den »Prolog«, ihre Darstellung betitelte er als »Anreise« zum »Kampfplatz«, die in dem unvollendeten Manuskript weniger als die Hälfte des Raumes einnahm, den die Zeit von Januar bis Herbst 1933 füllte.³

Haffner begründete diesen ungleichgewichtigen Zuschnitt zu Beginn mit sehr grundsätzlichen Überlegungen. »Offenbar hat geschichtliches Geschehen einen verschiedenen Intensitätsgrad. Ein ›historisches Ereignis‹ kann in der wirklichen Wirklichkeit, also im [...] privatesten Leben der einzelnen Menschen, fast unregistriert bleiben – oder es kann dort Verheerungen anrichten, die keinen Stein auf dem andern lassen.« Er verdeutlichte diesen Gedanken mit dem Vergleich zweier Ereignisse: »1890: Wilhelm II. entläßt Bismarck. Gewiß ein großes, fettgedrucktes Datum in der deutschen Geschichte. Aber schwerlich ein Datum in der Biographie irgendeines Deutschen [...]. Jedes Leben ging weiter wie zuvor. Keine Familie wurde auseinandergerissen, keine Freundschaft ging in die Brüche, keiner verließ seine Heimat, nichts dergleichen. [...] Und nun vergleiche man damit das Datum ›1933: Hindenburg betraut Hitler. Ein Erdbeben beginnt in 66 Millionen Menschenleben!«⁴

Rückblickend aus dem Jahr 1939 bildete die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 für Haffner eine entscheidende Zäsur. Ausführlich berichtete er davon, wie sich infolge der »Machtergreifung« seine beruflichen Pläne zerschlugen, langjährige Freundschaften zerbrachen und sein Alltag zunehmend ein anderer wurde. Doch der Einschnitt griff weitaus tiefer, indem er grundsätzlich die Stellung zum historischen Geschehen veränderte. Es sei ein »wichtiger Unterschied zwischen allem, was vor 1933 geschah, und dem, was dann kam«, weil früher historische Ereignisse zwar beobachtet und diskutiert worden wären, aber ein »innerster Lebensbezirk« unberührt geblieben sei. »Alles frühere zog an uns vorbei und über uns hin, es beschäftigte und es regte uns auf, und den einen oder andern tötete es oder ließ ihn verarmen; aber keinen stellte es vor letzte Gewissensentscheidungen. [...] Man machte Erfahrungen, man bildete Überzeugungen: Aber man blieb, was man war. Keiner, der, willig oder widerstrebend, in die Maschine des Dritten Reichs geraten ist, kann das ehrlich von sich sagen.«⁵ Die »wissenschaftlich-pragmatische Geschichtsdar-

3 Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, München 2014, S. 9 (Duell zwischen Privatmann und Staat), S. 92 (Anreise zum Kampfplatz).

4 Ebd., S. 12.

5 Ebd., S. 12.

stellung«, so Haffner, sei für diesen »Intensitätsunterschied des Geschichtsgeschehens« blind, weil sie zu stark auf das politische Geschehen konzentriert sei.⁶ Sie übersehe die »schlichte Tatsache, daß sich die wirklich zählenden geschichtlichen Ereignisse und Entscheidungen unter uns Anonymen abspielen, in der Brust einer jeden zufälligen und privaten Einzelperson, und daß gegenüber diesen simultanen Massenentscheidungen, von denen die Träger oft selbst nicht wissen, die mächtigsten Diktatoren, Minister und Generäle vollständig wehrlos sind. Und es ist ein Merkmal dieser entscheidenden Ereignisse, daß sie niemals als Massenerscheinungen und Massendemonstrationen sichtbar werden [...], sondern stets nur als scheinbar privates Erlebnis Tausender und Millionen Einzelner.«⁷ Wer sich dieser Dimension der Geschichte – und damit dem besonderen Charakter der nationalsozialistischen »Machtergreifung« 1933 – zuwenden wolle, müsse »Biographien lesen, und zwar nicht die Biographien von Staatsmännern, sondern die viel zu raren Biographien der unbekannteren Privatleute.«⁸

Wie aktuell diese Überlegungen auch über siebzig Jahre nach ihrer Niederschrift bleiben, zeigt der anhaltende Publikumerfolg, den die postume Veröffentlichung des im Herbst 1939 abgebrochenen Manuskriptes im Sommer 2000 unter dem Titel »Geschichte eines Deutschen« auslöste. Zahllose positive Kritiken und hohe Auflagenzahlen zeugen von der außergewöhnlichen und aufgeschlossenen Beachtung eines Textes, der Haffner nach seinem Tod »mehr Ruhm und Anerkennung« einbrachte »als die meisten seiner zahlreich nach dem Krieg publizierten Bücher«.⁹ Die »Geschichte eines Deutschen« wurde in der öffentlichen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts zu einem der zentralen Referenzwerke.

Begünstigt wurde der Bucherfolg auch dadurch, dass die Geschichtswissenschaft kaum etwas zu jener Dimension der Etablierung des Nationalsozialismus zu sagen wusste, die Haffner in den Mittelpunkt rückte.¹⁰ Natürlich entsprach die Geschichtswissenschaft des beginnenden 21. Jahrhunderts keineswegs (mehr) dem von Haffner skizzierten Bild einer Forschungsbemühung, die allein politisches Geschehen auf Staatsebene fokussierte. Doch auf die umfangreiche historiografische Literatur über das Jahr 1933 und den Beginn der NS-Diktatur traf dieses Bild noch recht genau zu: Die nationalsozialistische »Machtergreifung« hatte für die frühe Zeitgeschichtsschreibung in den 1960er und 1970er Jahren das zentrale Thema gebildet, mit dem sich die Disziplin als »Demokratiewissenschaft« begründete.¹¹ Das »Scheitern der Demokratie in

6 Ebd., S. 13.

7 Ebd., S. 183.

8 Ebd., S. 13.

9 Soukup, Ich bin nun mal Deutscher, S. 74.

10 Harald Welzer bezeichnete Haffners Buch sogar als die »bis heute einzige systematische Dokumentation des rapiden Strukturwandels der Öffentlichkeit im Jahr der sogenannten Machtergreifung«, ders.: Täter, S. 58.

11 Süß, Zeitgeschichte als Demokratiewissenschaft.

Deutschland zu verstehen und damit einen Beitrag zu deren aktueller Bewahrung zu leisten«, war zum Kernanliegen der neuen Disziplin geworden, die sich gerade angesichts ihrer Konkurrenz – der Erinnerungen der noch lebenden Zeitgenossen – dezidiert auf die Politikgeschichte der »Machtergreifung« beschränkte.¹² Diese Konstellation führte dazu, dass der Übergang zwischen Weimarer Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur ohne Frage zu einem der besterforschten, gleichzeitig jedoch auch zum »am stärksten kanonisierten Abschnitt in der Geschichte des ›Dritten Reiches‹« wurde, in dessen Deutung die zeitgenössischen Erfahrungen der Deutschen keine Berücksichtigung fanden.¹³ Dies änderte sich auch nicht mit der vor allem in den 1980er Jahren boomenden alltagsgeschichtlichen Forschung. Unzählige Studien rekonstruierten die Abläufe der nationalsozialistischen Machtdurchsetzung und -sicherung in Städten und Gemeinden in ganz Deutschland, ohne den Erfahrungen und Wahrnehmungen der Zeitgenossen größere Aufmerksamkeit beizumessen.¹⁴ Noch zum 75. Jahrestag der »Machtergreifung« betonte Andreas Wirsching: »Obwohl es so scheinen könnte, als wüssten wir [...] fast alles über das Jahr 1933«, bestünden noch immer große Wissenslücken »mit Blick auf die Gesellschaftsgeschichte des Jahres 1933, die Erfahrungsgeschichte der Mitlebenden – und zwar jener Mitlebenden, die weder zu den politischen Akteuren noch zu den prominenten Opfern gehörten. Und das heißt, es geht um nichts anderes als um die Erfahrungsgeschichte der großen Mehrheit des deutschen Volkes.«¹⁵

Gerade davon zu sprechen, nahm Haffner in seiner Autobiografie wiederholt für sich in Anspruch. Immer wieder betonte er, bei seiner Geschichte handle es sich um »die Privatgeschichte eines zufälligen, gewiß nicht besonders interessanten und nicht besonders bedeutenden jungen Menschen aus dem Deutschland von 1933«, der sein »privates Duell mit dem Dritten Reich« so ausfechte, wie solche Duelle »seit sechs Jahren in Deutschland zu Tausenden und Hunderttausenden ausgefochten« würden.¹⁶ Sein Fall sei »ein Durchschnittsfall« und gerade deshalb könne man »recht gut an ihm ablesen, wie heute die Chancen in Deutschland für den Menschen stehen«.¹⁷ Natürlich liest man hier erzählerisches Understatement; Haffner war alles andere als ein Durchschnittsfall, weder in Bezug auf seine soziale Herkunft noch in Hinblick auf sein Verhältnis zum Nationalsozialismus. Dass sein Text in historischen

12 Frei, Epochenjahr 1933, S. 92 f.

13 Ebd., S. 92.

14 Eröffnet wurde diese Forschung bereits Mitte der 1960er Jahre mit der Studie von Allen, Das haben wir nicht gewollt, die prägend blieb. Zu den Studien der 1980er Jahre siehe etwa Buchloh, Duisburg, sowie die Zusammenstellung bei Schmiechen-Ackermann, Nationalsozialistische Herrschaft, S. 530–532.

15 Wirsching, Mehrheitsgesellschaft, S. 10. Ähnliches haben jüngst auch betont Bajohr/Meyer/Szodrzyński, Einleitung, S. 8.

16 Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914–1933, München 2014, S. 169, 10.

17 Ebd., S. 10.

Studien dennoch immer wieder in ebendiesem Sinn zitiert wird und Episoden aus seiner Autobiografie anstelle historischen Wissens über die zeitgenössischen Reaktionen auf die politischen Entwicklungen angeführt werden, verweist auf den in dieser Hinsicht unzureichenden Forschungsstand.¹⁸ Denn die »Geschichte eines Deutschen« ist zweifellos ein beeindruckendes Werk der deutschen Exilliteratur, aber eben kein Tatsachenbericht über die Monate des Jahres 1933. Es bietet der historischen Forschung weniger Antworten, sondern eröffnet Fragen nach der Erfahrungs- und Gesellschaftsgeschichte der Etablierung des Nationalsozialismus. Haffners Autobiografie ernst zu nehmen heißt, nach der spezifischen »Intensität« des Beginns der NS-Diktatur zu fragen. Sie fordert dazu auf, der Bedeutung der NS-»Machtergreifung« für die Zeitgenossen nachzugehen und ihre Reaktionen und Wahrnehmungen als Bestandteil einer Geschichte der Etablierung des Nationalsozialismus zu betrachten, indem man sich den »unbekannten Privatleuten« zuwendet. Davon handelt dieses Buch.

Die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus

Dass Sebastian Haffner in seiner Autobiografie ausdrücklich darauf bestand, »die Nazi-Revolution« habe »die alte Trennung zwischen Politik und Privatleben aufgehoben«, weshalb sie »unmöglich [...] einfach als »politisches Ereignis« begriffen werden könnte,¹⁹ hing unmittelbar damit zusammen, dass die nationalsozialistische Führung bereits in der Weimarer Republik weit mehr als den Umbau des politischen Systems anstrebte. Die NSDAP unterschied sich von den demokratischen Parteien der Weimarer Republik fundamental durch ihr spezifisches Politikverständnis. Sie war nicht an der Verwirklichung konkreter Politikvorhaben interessiert, sondern richtete ihre politischen Aktivitäten an der Vorstellung einer grundlegend anderen Zukunft aus, die herbeigeführt werden sollte. Die Gestalt dieser Zukunft blieb diffus, aber die Orientierung an ihr bedingte den »pragmatische[n] Revolutionismus«, der die nationalsozialistische Politik vor 1933 bestimmte.²⁰ In ihm verband sich das Streben nach einer nicht genau charakterisierten »revolutionären Fundamentalamwälzung mit einer konkreten Aktivitätsstrategie«.²¹ Damit wurden die tägliche politische Arbeit, der »kameradschaftliche Umgang« innerhalb der NS-Organisationen ebenso wie die gewalttätigen Aufmärsche und Demonstrationen immer bereits als Vorwegnahmen der zu schaffenden Zukunft begriffen. Nicht nur durch das Erringen politischer Macht, sondern auch durch

18 So etwa Welzer, Täter, S. 58-63; Rüthers, Verräter, S. 5.

19 Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, München 2014, S. 205.

20 Graf, Zukunft der Weimarer Republik, S. 326.

21 Ebd., S. 326.

das alltägliche Verhalten der Nationalsozialisten sollte die ganz andere Zukunft realisiert werden.

Die NS-Führung verband mit den Eingriffen in das politische System im Frühjahr 1933 deshalb nicht allein Ansprüche auf die Sicherung der eigenen, neuen Machtposition. Vielmehr verdeutlichte das Regime von Beginn an, dass es eine grundlegende Um- und Neugestaltung der deutschen Gesellschaft anstrebte. Der neue Reichskanzler Adolf Hitler verzichtete nach seiner Ernennung am 30. Januar 1933 darauf, ein Regierungsprogramm vorzulegen, und wandte sich zwei Tage später per Rundfunk nur mit einem »Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk«. Auch in den folgenden Wochen verweigerte er sich entsprechenden Anfragen anderer Parteien: »Zu jeder Zeit wäre vermutlich ein Programm mit ganz konkreten wenigen Punkten möglich gewesen für eine Regierung. Nach eurer Wirtschaft, nach eurem Wirken, nach eurer Zersetzung aber muß man das deutsche Volk von Grund auf neu aufbauen, genau so wie ihr es bis in den Grund hinein zerstört habt! Das ist unser Programm!«²² Statt konkreter politischer Maßnahmen präsentierten Hitler und führende NS-Politiker in ihren Reden im Februar 1933 immer wieder das Narrativ eines von den Parteien der Weimarer Republik zugrunde gerichteten Landes, dem sie das Versprechen umfassender Veränderungen entgegensetzten. Der Nationalsozialismus war vor allem ein Gesellschaftsprojekt. Das schlug sich von Beginn an in der Sprache der Verlautbarungen der neuen Regierung und ihrer Repräsentanten nieder. Sie drehten sich um den »politischen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg« Deutschlands, um »nationale Erneuerung« und »nationale Erhebung«, um die »Wiederaufrichtung unseres Volkes«, um die »Schaffung der Volksgemeinschaft«.²³

Insbesondere der Begriff der »Volksgemeinschaft« verkörperte symptomatisch den Anspruch auf grundsätzlichen und umfassenden Wandel, auch wenn nicht übersehen werden sollte, dass dieser auch mit anderen Begriffen formuliert werden konnte und wurde.²⁴ Doch »Volksgemeinschaft« nahm eine herausragende Rolle ein, und der intensive Gebrauch des Terminus weit über das Jahr 1933 hinaus konservierte den Veränderungsanspruch auch über die Anfangsphase der NS-Diktatur hinaus. Nimmt man den Nationalsozialismus als Gesellschaftsprojekt in den Blick, erscheint die Frage nach dessen Etablierung umfassender, als sie in der Forschung zur politischen »Machtergreifung« verstanden wird. Die demokratischen Institutionen der Weimarer Republik wurden nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler Ende Januar 1933 in enorm hohem Tempo abgebaut und waren im Sommer 1933 weitgehend, endgültig ein Jahr später mit der Zusammenlegung der Ämter von Reichspräsident und Reichskanzler beseitigt. Doch umgesetzt war das nationalsozialistische

22 Rede von Adolf Hitler im Berliner Sportpalast am 10.2.1933, zit. nach: Domarus, Hitler, Bd. 1/1, S. 204.

23 Siehe die Hitler-Reden im Frühjahr 1933 in: ebd., S. 191-384.

24 Zur jüngeren Diskussion um den Begriff »Volksgemeinschaft« siehe ausführlich: Steuer, Was meint und nützt das Sprechen von der Volksgemeinschaft.

Gesellschaftsprojekt zu diesem Zeitpunkt mitnichten. Gerade dadurch unterschied sich die NS-Diktatur von der vorangegangenen Weimarer Demokratie: Sie war während ihrer gesamten Dauer nicht auf die Bewahrung der gesellschaftlichen Ordnung, sondern auf deren Transformation ausgerichtet.²⁵

Der Begriff der »Volksgemeinschaft« fasste den übergreifenden Anspruch des NS-Regimes auf grundlegende Veränderung deshalb so treffend, weil ihm eine spezifische temporale Struktur innewohnte.²⁶ Seine Bedeutung bezog er vor allem aus der doppelten Erfahrung von Beginn und Ausgang des Ersten Weltkrieges, die ihm gleichermaßen die in der Rückschau geformte Vorstellung einer im August 1914 geeinten Nation sowie die Erfahrung der gesellschaftlichen Zersplitterung infolge der deutschen Revolution 1918 einschrieb. »Volksgemeinschaft« bildete seitdem keine Kategorie, die den gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustand fasste, sondern einen auf Zukünftiges abzielenden Begriff. Er beschrieb die Annahme eines gesellschaftlichen Zustands, der einst zu Kriegsbeginn erreicht worden, dann jedoch wieder verloren gegangen sei und nun politisches Handeln als Zielvorstellung leiten sollte.²⁷ Darüber, was diesen gesellschaftlichen Zustand ausmachen sollte, war man sich schon während der Weimarer Republik alles andere als einig gewesen, und dies änderte sich nach der nationalsozialistischen »Machtergreifung« keineswegs.²⁸ Was die verschiedenen Verwendungsweisen des Begriffs zusammenhielt, war seine Funktion: Mit ihm wurde stets über soziale und politische Veränderungen diskutiert oder versucht, solche voranzutreiben. Immer diente »Volksgemeinschaft« dazu, die Gegenwart an einer utopischen Zukunft zu messen und festzustellen, was bereits erreicht worden war und was noch geschafft werden sollte. Die Etablierung des Nationalsozialismus blieb so auch nach Sicherstellung der politischen Macht eines der Kernanliegen des NS-Regimes und begründete die enorme Dynamik der Jahre 1933 bis 1939 und der Zeit weit in den Krieg hinein.

Mit dem programmatischen Veränderungsanspruch verband sich eine Konzeption sozialen Wandels, die auch nach der Erringung umfassender staatlicher Machtbefugnisse nachdrücklich auf Veränderungen von unten setzte. Der Begriff »Volksgemeinschaft« zielte weniger auf institutionell durchgesetzte Strukturveränderungen als auf breite gesellschaftliche Einbindung und massenhafte individuelle Beteiligung der Deutschen an den Wandlungsprozessen.²⁹ Nicht

25 Wildt, Politische Ordnung der Volksgemeinschaft.

26 Zur Begriffsgeschichte siehe vor allem Götz, Ungleiche Geschwister; Jegelka, »Volksgemeinschaft«. Zusammenführend Steuer, Was meint und nützt das Sprechen von der »Volksgemeinschaft«, S. 494-503.

27 Fritzsche, Wie aus Deutschen Nazis wurden, S. 69-71; Verhey, Erfindung der Volksgemeinschaft.

28 Wildt, »Volksgemeinschaft« als politischer Topos, S. 29-34; Mai, Verteidigungskrieg, S. 591-594. Zusammenführend Steuer, Was meint und nützt das Sprechen von der »Volksgemeinschaft«, S. 497f.

29 Bajohr/Wildt, Einleitung; Fritzsche, Life and Death in the Third Reich.

zufällig äußerte sich Hitler das erste Mal öffentlich als Reichskanzler in dem bereits erwähnten »Aufruf« und kündigte mit ihm Neuwahlen an, um »angesichts der Unfähigkeit des derzeitigen Reichstages [...] dem deutschen Volk selbst die Aufgabe [zu] stellen, die wir vertreten.«³⁰ Der »Wiederaufstieg unseres Volkes«, so erklärte Hitler im Februar 1933 mehrfach, komme nicht »von selbst«. Die Regierung wolle »arbeiten, aber das Volk muß mithelfen. Es soll nie glauben, daß plötzlich Freiheit, Glück und Leben vom Himmel geschenkt wird. Alles wurzelt nur im eigenen Willen, in der eigenen Arbeit.«³¹ Die Forderung nach der aktiven Mitarbeit der Zeitgenossen bezog sich, indem der Anspruch auf Wandel keineswegs nur das politische System betraf, auf weit mehr als auf das Abstimmungsverhalten bei der Anfang März 1933 bevorstehenden Reichstagswahl. Mit seinem Gesellschaftsprojekt griff das NS-Regime weit über den bisherigen Rahmen des Politischen hinaus und reklamierte zahlreiche bisher als unpolitisch betrachtete Verhaltensweisen und Einstellungen als politisch relevant. Die Deutschen waren damit aufgefordert, sich gerade in zuvor als privat geltenden Räumen den neuen Umständen gemäß zu verhalten. Diese Erfahrung stand hinter Sebastian Haffners Bemerkung, die »Trennung zwischen Politik und Privatleben« sei prinzipiell aufgehoben worden und der Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft stelle für die in Deutschland lebenden Zeitgenossen eine fundamentale Herausforderung an eigene Verhaltens- und Denkweisen dar.³²

Wie die Deutschen auf die Herausforderung des Nationalsozialismus reagierten, wie sich im Zuge dessen Vorstellungen davon veränderten, wer man selber war, in welcher Zeit man lebte und in welchem Verhältnis man zu dieser Zeit stand, ist das eine Thema dieses Buches. Gleichzeitig zeigt es, inwiefern und auf welche Weise die verschiedenen Wahrnehmungs- und Reaktionsweisen der Zeitgenossen wiederum das NS-Regime beziehungsweise dessen Möglichkeiten zur Politikgestaltung prägten. Indem die Regimeführung ihre gesellschaftspolitischen Vorstellungen durch die Einbindung breiter Gesellschaftsschichten durchzusetzen gedachte, war und blieb die Realisierung der NS-Politik in zentralen Bestandteilen von der massenhaften Veränderung individuellen Verhaltens abhängig. In diesem doppelten Sinn nimmt das Buch die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus in den Blick: die Herausforderung, die das NS-Regime für das Denken und Handeln der einzelnen Zeitgenossen darstellte, und die Herausforderung, die die massenhaften Reaktionen der einzelnen Zeitgenossen für die Politikgestaltung des Regimes bildeten.

30 »Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk« durch den Reichskanzler, zit. nach: Domarus, Hitler, Bd. 1/1, S. 194.

31 Rede von Adolf Hitler im Berliner Sportpalast am 10.2.1933, zit. nach: Domarus, Hitler, Bd. 1/1, S. 205.

32 Haffner, Sebastian: Geschichte eines Deutschen. Die Erinnerungen 1914-1933, München 2014, S. 205.

Die politischen Forderungen, auf die Zeitgenossen reagieren mussten, waren äußerst vielschichtig. Sebastian Haffner wusste den umfassenden »Angriff« des NS-Staates auf das Alltagsleben nur mit einer Aufzählung zu fassen: Dieser verlange von dem »kleinen, anonymen, unbekanntem Privatmann«, als der sich Haffner in seinem Buch stilisierte, »daß er seine Freunde aufgibt, seine Freundinnen verläßt, seine Gesinnungen ablegt, vorgeschriebene Gesinnungen annimmt, anders grüßt als er es gewohnt ist, anders ißt und trinkt als er es liebt, seine Freizeit für Beschäftigungen verwendet, die er verabscheut, seine Person für Abenteuer zur Verfügung stellt, die er ablehnt, seine Vergangenheit und sein Ich verleugnet«. ³³ So unsystematisch die Auflistung scheint, so sehr spiegelt sie doch die drei zentralen Dimensionen der individuellen Herausforderung des Nationalsozialismus, die sich durch den im Begriff der »Volksgemeinschaft« enthaltenen Anspruch auf grundlegenden Wandel ergaben: Die Veränderung (1.) der Gesellschaft, (2.) ihrer einzelnen Mitglieder und (3.) des politischen Systems, das Individuen und Kollektiv verband, standen gleichermaßen im Fokus.

Neue Regeln gesellschaftlicher Zugehörigkeit

Der Begriff »Volksgemeinschaft« bildete erstens die Chiffre für die von der nationalsozialistischen Bewegung bereits während der Weimarer Republik angestrebte Gesellschaftsordnung, wobei sich dahinter – sowohl vor und nach 1933 – ein »breites, ja extrem disparates Spektrum gesellschaftlicher Zielvorstellungen« verbarg. ³⁴ Allgemein wurde damit die Hoffnung auf eine Befreiung der Gesellschaft von sozialer Unruhe und von Spannungen beschrieben, wobei dieses Ziel nicht über sozialen Ausgleich erreicht werden sollte, sondern durch das »Herausdrängen auf sozialer Ungleichheit beruhender Konflikte aus dem politischen Raum«. ³⁵

Die Vision eines harmonischen Miteinanders gründete darauf, dass die »Volksgemeinschaft« als eine von inneren »Feinden« befreite Gesellschaft imaginiert wurde. Statt staatlicher Bemühungen zur Beseitigung sozialer Ungleichheiten verbanden sich mit dem Terminus »Volksgemeinschaft« als gesellschaftspolitischer Kategorie deshalb vor allem Praktiken der Exklusion und Inklusion, die auf die Änderung gesellschaftlicher Zugehörigkeitsregeln abzielten. Der Ausschluss vermeintlicher »Feinde« und »Volksfremder« bildete den Kern des nationalsozialistischen Gesellschaftsprojektes, das sich vor allem gegen als »rassisch minderwertig« angesehene Bevölkerungsgruppen richtete – allen voran die jüdischen Deutschen – und »Gegner« definierte, die mittels ideologischer Differenzen zum Nationalsozialismus identifiziert wurden.

33 Ebd., S. 9.

34 Nolte, *Ordnung der deutschen Gesellschaft*, S. 189.

35 Ebd., S. 192.

Mit Gruppenbezeichnungen wie »Volksgenossen« und »Gemeinschaftsfremde« wurden neue soziale Unterschiede behauptet, an denen sich das alltägliche Verhalten der Deutschen fortan ausrichten sollte, vor allem indem sie den Kontakt zu als »gemeinschaftsfremd« definierten Bevölkerungsteilen abbrachen. In diesem Sinne sprach Haffner von der Aufforderung, seine Freunde aufzugeben und Freundinnen zu verlassen. Die Neuordnung gesellschaftlicher Zugehörigkeit bezog sich jedoch nicht nur auf die Abgrenzung von vermeintlichen »Gegnern« und »Feinden«. Zugehörigkeit wurde vielmehr grundsätzlich von der individuellen Zuordnung zur neuen Gesellschaft und zum neuen Regime abhängig gemacht. Gemeinsam stellten die Forderungen nach Distanzierung und Zuordnung konkrete Herausforderungen gerade für die alltäglichen Sozialbeziehungen der Zeitgenossen dar, in denen die eigene Stellung wie die von anderen nun von der jeweiligen Nähe zum NS-Regime abhängen sollte. Wie die Zeitgenossen ihr eigenes Verhältnis zum neuen Regime bestimmten, sich die neuen, ideologisch begründeten Grenzziehungen zu eigen machten, dabei durchaus über deren konkreten Verlauf mitentschieden und damit die eigene Position wie die Position von anderen im alltäglichen Sozialgefüge veränderten, untersucht der erste Teil dieses Buches.

Neue Formen individueller Lebensführung und Selbstbetrachtung

Mit dem auf Zukünftiges und auf Transformation gerichteten Begriff der »Volksgemeinschaft« wurde zweitens auch über die Veränderung individueller Lebensführung und Selbstbetrachtung diskutiert. Der Aufstieg des Begriffs »Volksgemeinschaft« hatte sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in engem Zusammenhang mit der Entstehung verschiedener gesellschaftlicher Strömungen und Reformbewegungen vollzogen, die sich um eine »Verbesserung« und »Erziehung des Menschen« bemühten. Dementsprechend schlug sich auch innerhalb der nationalsozialistischen Bewegung das eigene »Zukunfts- und Zeitenwendebewusstsein« während der Weimarer Republik »nicht nur in den Ideen einer ›neuen Zeit‹ und ›neuen Welt‹, sondern auch eines ›neuen Menschen‹ oder ›neuen Geschlechts‹ nieder«, die nach 1933 ebenso realisiert werden sollten wie die gesellschaftspolitischen Absichten.³⁶

Der zu erschaffende »nationalsozialistische Mensch« zeichnete sich dem Anspruch nach durch veränderte Lebensweisen, aber auch durch ein verändertes Selbstverständnis aus. Beides sollte durch die Verbreitung neuer Leitbilder individueller Lebensführung und Selbstbetrachtung erreicht werden, welche die Zeitgenossen aufforderten, ihre Vorstellung von sich selbst und ihr alltägliches Leben anzupassen. Wie mit der »Volksgemeinschaft« als gesellschaftspolitische Ordnungsvorstellung verbanden sich auch mit diesen utopischen Ideen in den 1930er Jahren konkrete Praktiken, mithilfe deren die Zeitgenossen zu neuen Selbstbildern und Lebensweisen erzogen werden sollten. Dabei wurde das

36 Graf, Zukunft der Weimarer Republik, S. 176.

gesamte Spektrum individueller Lebensführung angesprochen, sodass sich der Einzelne nach 1933 etwa mit den Ansprüchen konfrontiert sah, »gemeinschaftlich« zu leben, seinen Körper mit neuen, rassistischen Kategorien zu begreifen und sich als Ergebnis der eigenen Ahnenreihe zu verstehen. Die Herausforderung des Nationalsozialismus stellte also die individuelle Lebensführung und Selbstvorstellungen des Einzelnen in Frage, was Haffner zu der Bemerkung veranlasste, »seine Vergangenheit und sein Ich« verleugnen zu sollen. In welcher Weise Zeitgenossen begannen, bestehende Lebensweisen und Selbstbetrachtungen zu hinterfragen und sie mit neuen politischen Kategorien zu verändern, untersucht der zweite Teil des Buches.

Neue Formen politischen Verhaltens und Bewertens

Die Verwendung des Begriffs »Volksgemeinschaft« stand drittens in den 1930er Jahren in der im Ersten Weltkrieg begründeten politischen Begriffstradition, die den Terminus vor allem mit Fragen nach der Legitimation politischer Herrschaft verband. Die »Erfindung der Volksgemeinschaft« im Ersten Weltkrieg hing eng mit den intellektuellen Debatten um die Zukunft der politischen Ordnung Deutschlands zusammen, in denen das »zum Gemeinschaftserlebnis des gesamten Volkes stilisierte August-Erlebnis [...] zur Grundlage einer Ordnungsidee« erhöht wurde, welche die monarchische Legitimation politischer Herrschaft am Ende des Krieges endgültig ablöste.³⁷

Zugleich führte die Einbindung der gesamten Gesellschaft in den »totalen Krieg« zu einer nachhaltigen »Politisierung der Massen«, die sich zunehmend auch selbst »als Subjekt und nicht mehr nur als Objekt der deutschen Politik« betrachteten.³⁸ Der Weltkrieg veränderte die Beziehungen zwischen Gesellschaft und politischem System grundlegend und weckte breit gefächerte Erwartungen hinsichtlich politischer Teilhabe, die der Begriff »Volksgemeinschaft« einfindung und auch während der nationalsozialistischen Diktatur ungebrochen formulierte.³⁹ Vielfach beteuerte das NS-Regime die Absicht, eine größere Nähe zwischen Volkswillen und Politik zu schaffen, als es der Weimarer Republik gelungen sei. Dementsprechend bemühte es sich bereits in den ersten Monaten seiner Herrschaft nicht nur die politischen Entscheidungsmechanismen zu verändern, sondern auch neue Strukturen und Praktiken zu etablieren, die eine Einbindung der Gesellschaft in das politische System sicherstellen sollten.

Den Druck, den das NS-Regime mit diesen neuen Formen politischer Beteiligung ausübte, und den enormen Zeitaufwand, den es den Zeitgenossen abverlangte, sprach Haffner in seiner Aufzählung mit der Wendung an, der

37 Bruendel, Volksgemeinschaft, S. 102. Siehe auch Verhey, Erfindung der Volksgemeinschaft, S. 261-306.

38 Verhey, Erfindung der Volksgemeinschaft, S. 196. Ähnlich Fritzsche, Wie aus Deutschen Nazis wurden, S. 88-90.

39 Wildt, Führererwartung in der Weimarer Republik, S. 186.

Einzelne solle »seine Freizeit für Beschäftigungen« verwenden, die er »verabscheut«. In dieser Hinsicht stellte sich die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus als Frage danach, wie in dem neuen politischen System selbst angemessen politisch gehandelt und wie das politische Handeln der Staatsführung angemessen bewertet werden konnte. Der dritte Teil des Buches untersucht, wie die Zeitgenossen auf dieses Problem reagierten und gezwungenermaßen neue Formen individuellen politischen Verhaltens und Bewertens entwickelten, die nachhaltige Auswirkungen auf die Beziehungen zwischen Gesellschaft und politischem System, aber auch auf das private Leben entfalteten.

Die vielschichtige individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus manifestierte sich maßgeblich in drei Dimensionen: der Zuordnung und Abgrenzung in alltäglichen Sozialbeziehungen, der privaten Lebensführung und Selbstbetrachtung sowie eigenem politischem Handeln und Bewerten. Diese analytische Trennung ist eine nachträgliche, die vom NS-Regime und dessen Vertretern nicht vorgenommen wurde. Für sie war die Zuordnung zum NS-Regime und eine neue Form der individuellen Lebensführung Ausdruck einer gewandelten »Persönlichkeit«, die gleichzeitig die vollständige Übereinstimmung von Staatsführung und Staatsbürgern sicherstellte. Die Zeitgenossen waren so oftmals mit allen drei Dimensionen der individuellen Herausforderung des Nationalsozialismus zugleich konfrontiert. Dennoch nimmt das Buch sie getrennt in den Blick, weil weniger die detaillierten Beschreibungen der Reaktionen einzelner Personen im Mittelpunkt stehen sollen als vielmehr systematische Erkenntnisse darüber, wie Zeitgenossen nach 1933 auf die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus reagierten und wie ihre Reaktionen das NS-Regime und dessen Politikgestaltung beeinflussten.⁴⁰ Die drei Teile des Buches können dabei unabhängig voneinander gelesen werden. Zugleich entspricht ihre Anordnung einer inneren Logik, indem sie unterschiedliche zeitliche Schwerpunkte setzen und damit insgesamt den gesellschaftlichen Veränderungen im Verlauf der 1930er Jahre folgen. In der Schlussbetrachtung werden die unterschiedlichen Teile wieder in der Frage zusammengeführt, wie sich die deutsche Gesellschaft und die Deutschen bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges im September 1939 verändert hatten.

Tagebücher und wie man sie lesen sollte

Ganz im Sinne Sebastian Haffners wende ich mich mit meinem Buch den »Biographien der unbekanntten Privatleute« zu und stütze mich auf eine Aus-

⁴⁰ Leserinnen und Leser, die näher an einzelnen Tagebuchautoren interessiert sind, können die über die verschiedenen Teile verstreuten Deutungen ihrer Aufzeichnungen über das Register ausfindig machen.

wertung von zeitgenössischen Selbstzeugnissen, also auf Texte, die Zeitgenossen selbst und aus eigenem Antrieb verfassten und in denen sie über sich und ihren Alltag schrieben. Im Mittelpunkt stehen dabei Tagebücher, die in den Jahren zwischen 1930 und 1939 in Deutschland entstanden.

Diese Quellen erfreuen sich in der Öffentlichkeit und innerhalb der historischen Forschung zum Nationalsozialismus großer Beliebtheit. Die edierten Tagebücher etwa von Victor Klemperer, Willy Cohn oder Anne Frank stoßen weit über die Fachwissenschaft hinaus auf reges Interesse, und zahlreiche neuere Untersuchungen zur NS-Geschichte zitieren zu den unterschiedlichsten thematischen Aspekten Tagebucheinträge.⁴¹ Erstaunlicherweise ist damit der gegenwärtige Umgang mit dieser historischen Quelle aber auch weitgehend beschrieben: Auf der einen Seite billigt man einzelnen Tagebüchern zu, quasi für sich selbst zu sprechen, zumeist solchen von Autoren, die zugleich als gewöhnlich wie besonders scharfsichtig betrachtet werden. Auf der anderen Seite dienen Tagebücher in historischen Studien gern zur Illustration und Ausschmückung der eigenen Argumentation, die jedoch auf anderen Quellen gründet.⁴² Beide Vorgehensweisen besitzen ihre Plausibilität, aber sie schöpfen den Erkenntniswert von Tagebüchern nur ansatzweise aus. Denn Tagebücher ermöglichen es auch, systematische Einsichten in die nationalsozialistische Herrschaft zu gewinnen, die mit anderen Quellen nicht erreicht werden können.

*Was Tagebücher über die individuelle Herausforderung
des Nationalsozialismus sagen können*

Werden Tagebücher nicht ergänzend, sondern als Hauptquelle herangezogen, ist es wichtig, sie als eine Form zeitgenössischer Selbstzeugnisse zu begreifen und damit von retrospektiven Selbstzeugnissen wie Autobiografien, Erinnerungsberichten oder Oral-History-Interviews klar zu trennen. Diese Unterscheidung ist naheliegend, aber innerhalb der Geschichtswissenschaft keineswegs etabliert.⁴³ Noch immer werden in erfahrungsgeschichtlichen Studien Tagebücher, Briefe und spätere Erinnerungen nicht klar voneinander unterschieden.⁴⁴ Doch der Rückblick auf frühere Ereignisse ist stets entscheidend durch das beeinflusst, was danach geschah. Erinnerungen etwa an die 1930er

41 Klemperer, Tagebücher 1933-1945; Cohn, Kein Recht, nirgends; Frank, Tagebücher. Zum Interesse der NS-Forschung an Tagebüchern siehe Bajohr, Das Zeitalter des Tagebuchs.

42 Dies kritisiert auch Günther, Something completely different, S. 59.

43 Dies zeigt sich etwa auch daran, dass Autobiografien wie jene von Sebastian Haffner immer wieder als Tagebücher bezeichnet oder behandelt werden, etwa Frede-Wenger, Glauben und Denken, S. 188; Wildt, Volksgemeinschaft als Selbstermächtigung, S. 101.

44 Siehe aus der jüngeren Literatur etwa Fulbrook, Dissonant Lives; Maubach, Die Stellung halten; Rosenbaum, Kinderalltag. Diese und weitere Studien greifen zumeist auf den von Winfried Schulze geprägten Begriff »Ego-Dokumente« zurück, der eine große Breite unterschiedlicher Quellentypen umfasst. Ich nutze demgegenüber den

Jahre standen nach dem Krieg immer im Schatten der Gewalt- und Massenverbrechen, zu denen die 1933 begonnenen Entwicklungen geführt hatten. Doch dieser naheliegende Umstand ist nicht der wichtigste Grund für die Trennung zwischen retrospektiven und zeitgenössischen Selbstzeugnissen. Vor allem besteht bei während der NS-Herrschaft verfassten Texten keine Übereinkunft mit heutigen Lesererwartungen darüber, was am Nationalsozialismus erinnerungswürdig und erzählenswert ist. Anders als die Berichte von Zeitzeugen, die mit Historikern als Angehörige der gleichen Gegenwart tendenziell auch die Ansichten darüber teilen, welche Fragen an die nationalsozialistische Vergangenheit zu richten sind, sind Tagebücher grundsätzlich nicht auf unser (späteres) Interesse an dieser Zeit hin geschrieben. Auch wenn wir sie mit Blick auf unsere Fragen auswerten, so setzen sie doch eigene inhaltliche Schwerpunkte. Gerade diese Differenz hält entscheidende Einsichten zum Umgang mit der individuellen Herausforderung des Nationalsozialismus bereit.

Dass Tagebücher innerhalb der NS-Forschung bisher vor allem als ergänzende, allgemeine Thesen illustrierende Quelle genutzt werden, hat eine ganze Reihe von Gründen. Der wichtigste ist vielleicht, dass vielfach vermutet wird, aus diesen subjektiven Quellen ließen sich keine verallgemeinerbaren Erkenntnisse ziehen. »Tagebücher, Briefe oder Autobiografien, die Aussagen über die einstigen Einstellungen der Bürger zum NS-Regime erlauben, sind selten, oft verstreut (und privat) aufbewahrt und überdies auf einen kleinen – nicht repräsentativen – Kreis der Bevölkerung beschränkt.«⁴⁵ In der Tat lassen sich Schilderungen aus einzelnen Tagebüchern nicht aussagekräftig auf die Gesellschaft hochrechnen. Sie stellen Äußerungen konkreter Personen dar, die nicht in den sozialen Merkmalen der Biografie des Verfassers aufgehen. Dennoch lassen sich auch mit Tagebüchern grundsätzliche und allgemeingültige Erkenntnisse gewinnen. Dafür ist jedoch ein methodisch reflektierter Umgang mit ihnen notwendig, der die Spezifika dieser Textsorte ernst nimmt.⁴⁶

Dies bedeutet zunächst einmal anzuerkennen, dass Tagebücher gerade das nicht sind, als was sie noch immer zumeist gelesen werden: ungefilterte Berichte über die Schreibenden und ihren Alltag. Mit dem textuellen Charakter von Tagebüchern hat sich der französische Literaturwissenschaftler Philippe Lejeune intensiv beschäftigt, der in Deutschland insbesondere für seine Überlegungen zur Autobiografie bekannt ist. Anders als in der Literaturwissenschaft lange üblich, begreift er Tagebücher aber nicht als Untergattung der Autobiografie, sondern als eine selbstständige Textform, die eigenen textuellen Logi-

engeren Begriff der »Selbstzeugnisse«. Siehe hierzu Krusenstjern, Was sind Selbstzeugnisse.

45 So etwa Reuband, Akzeptanz und Ablehnung, S. 316.

46 Deshalb geht es meiner Ansicht nach fehl, vor allem die »Analogien zwischen der Interpretation von Interviewpassagen und der Analyse von zeitgenössischen Selbstzeugnissen« zu betonen und die Auswertung von Tagebüchern an den Methoden der Oral History zu orientieren, wie bei Möckel, Erfahrungsbruch und Generationenbehauptung (Zitat: S. 37).

ken folgt.⁴⁷ Tagebücher unterscheiden sich nach Lejeune vor allem deswegen grundsätzlich von anderen Texten, weil ihre Verfasser den Stoff nicht vollständig kennen und nicht autonom über ihn verfügen können. Tagebuchautoren besetzen eine andere Schreibposition als etwa Autoren einer Autobiografie: Diese können ihre zu erzählende Vergangenheit an die Anforderungen, welche Gegenwart und literarisches Genre an sie stellen, anpassen und dadurch eine kohärente (Lebens-)Geschichte formen. »In Bezug auf die Zukunft kann man das nicht behaupten. Ein Tagebuchschreiber ist niemals Herr über das, was in seinem Text folgen wird. Er schreibt, ohne den Fortgang – geschweige denn den Ausgang – der Geschichte zu kennen. Die Vergangenheit läßt sich wunderbar kneten [...]. Die Zukunft ist unvorhersehbar.«⁴⁸ Die textuellen Auswirkungen dieses speziellen Ausgangspunkts des Schreibens sind weitreichend: Tagebücher enthalten keinen auf ein abgeschlossenes Ganzes hin entworfenen Text, sie sind vielmehr fragmentarisch und vor allem durch Wiederholungen und Variationen geprägt. Sie werden nicht durch ein übergreifendes Narrativ zusammengehalten, sondern folgen ihrem Sujet im Verlauf der Zeit und markieren durch Datierung explizit die Eigenständigkeit der unterschiedlichen Eintragungen.

Als Textform stellen Tagebücher jenseits der Datierung nur eine formale Anforderung an ihre Verfasser: über sich selbst – den eigenen Alltag und/oder eigene Gefühle und Gedanken – zu schreiben.⁴⁹ Damit verfügt das Tagebuch über eine große Bandbreite unterschiedlicher Ausprägungen. Deshalb, so Lejeune, sei es mit den klassischen Instrumentarien der Textanalyse nur unzureichend zu verstehen. Tagebücher dürften nicht als literarische Produkte betrachtet, sondern müssten als Ausdruck eines Prozesses, einer spezifischen sozialen Praxis gelesen werden.⁵⁰ Tagebücher sind »records of a life process rather than finished narratives about a life, and as such they are only part of the practice of narrating and understanding what a life means.«⁵¹ Tagebuchschreiben ist damit eine in hohem Maße performative Praktik, die in ihrem Vollzug erst schafft, wovon sie spricht. Tagebuchautoren halten nicht bestehende Gedanken und Gefühle fest, vielmehr produzieren sie diese erst in einem Schreibprozess, dessen Eigenheit gerade darin besteht, konkrete Erlebnisse – im Rück- wie Vorausblick – in den eigenen Lebenszusammenhang einzuordnen.

47 Lejeune, »Liebes Tagebuch«. Zu geschichtswissenschaftlichen Überlegungen zu Tagebüchern als Quellen siehe die Beiträge in Steuer/Graf (Hg.), Selbstreflexionen und Weltdeutungen, sowie Hämmerle, Diaries; Hüttenberger, Tagebücher, und Henning, Selbstzeugnisse.

48 Lejeune, Das Tagebuch als Antifiktion, S. 322.

49 Ich lege damit ein breites Verständnis vom Tagebuch zugrunde, das sich auf die Datierung der Eintragungen als entscheidendes Merkmal konzentriert. Siehe hierzu Lejeune, Datierte Spuren.

50 Ähnliches betont auch die Literaturwissenschaftlerin Angelika Linke, die das Tagebuchschreiben als »sprachpragmatische Handlung« betrachtet, dies., Sich das Leben erschreiben.

51 Rak, Dialogue with the Future, S. 19.

In diesem Sinn wendet sich Lejeune gegen das verbreitete Sprechen vom Tagebuch als ein »Spiegel« und betont, dass dieses vielmehr einen »Filter« darstelle, mit dem der Autor die eigene Welt wahrnimmt – und dies immer nur selektiv innerhalb des im Tagebuch thematisierten Ausschnittes. Im Tagebuchschreiben betreibe man ein »Sichten und Sondern, das das Reale auseinandernimmt und verdaut und den größten Teil verwirft, um dem Rest Sinn zu entnehmen«. Diese alltägliche Deutungsarbeit findet nicht nur im Tagebuch statt, aber dieses treibe sie »auf die Spitze, indem es den Ertrag jeden Tages festhält und die Erträge aller Tage aneinanderreicht«. ⁵² Tagebücher müssen deshalb als »Folge von datierten Spuren« (*série de traces datées*) dieses Deutungsprozesses definiert und analysiert werden, welcher der Selbstverständigung über sich selbst und über das eigene Verhältnis zur Umwelt im Verlauf der Zeit dient. ⁵³

Tagebücher stellen deshalb keine direkte Übersetzung des Lebens ihrer Verfasser in Text dar, auch wenn sie von der historischen Forschung noch häufig so gelesen werden: ⁵⁴ Sie »spiegeln [...] die starken Stimmungsschwankungen ihres Verfassers« nicht ungefiltert, sie eröffnen keinen unverstellten »Blick in das Innenleben ihrer Verfasser« und deren »gefühlsmäßige Ambivalenzen« ⁵⁵ und sie ermöglichen auch keineswegs einen »Einblick in das unmittelbare Erleben von historischen Ereignissen«. ⁵⁶ Tagebücher sind ein Werkzeug, mit dessen Hilfe sich ihre Verfasser die dort niedergeschriebenen Gedanken buchstäblich erst machen. Auch in ihrer Gesamtheit zeigen sie kein Portrait des Verfassers, sondern einen mehr oder weniger kontinuierlich geführten Selbstverständigungsprozess. Sie besitzen, da sie gerade nicht »in umfassender Weise Empfindungen und Verhaltensweisen des Diaristen« wiedergeben, keinen »Querschnittscharakter«, sondern sind in höchstem Maß selektiv und bruchstückhaft. ⁵⁷ Tagebücher offenbaren nicht die Persönlichkeit ihrer Verfasser, nicht ihre Gefühle, Gedanken und Handlungsweisen, sondern dokumentieren ein in diesem Medium vollzogenes Suchen nach Deutungen, die im Schreiben gefunden werden. Tagebuchschreiben stellt eine zentrale Technik der Erfahrungsverarbeitung in der Moderne dar, und an Tagebüchern lassen sich weniger die realen Erfahrungen einzelner Personen rekonstruieren als vielmehr der Prozess des Erfahrens selbst.

Diese Überlegungen verdeutlichen den hohen Quellenwert von Tagebüchern für die in diesem Buch gestellte Frage, wie Zeitgenossen auf den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft reagierten und wie ihre Reaktionen die Möglichkeiten der Politikgestaltung des NS-Regimes prägten. Und tatsächlich nutzten zahlreiche Zeitgenossen ihre Tagebücher in den 1930er Jahren dazu, die vielfältigen Veränderungen in ihrem Alltag wie in der Politik zu reflektie-

52 Lejeune, Kontinuum und Diskontinuum, S. 363.

53 Ebd., S. 363.

54 Siehe die Beispiele bei Günther, *Something completely different*, S. 27.

55 Sieg, *Kriegserfahrungen jüdischer Intellektueller*, S. 154, 153.

56 Preßler, *Tagebücher aus der Zeit des Nationalsozialismus*, S. 40.

57 Abrath, *Subjekt und Milieu*, S. 17.

ren. Hans Maschmann war einer von ihnen. Der 1887 geborene Volksschullehrer nahm im Frühjahr 1933 nach längerer Pause das Tagebuchschreiben erneut auf und nutzte seine regelmäßigen und ausführlichen Eintragungen gezielt dazu, sich mit den neuen politischen Entwicklungen auseinander- und sich selbst in ein Verhältnis zu ihnen zu setzen. Bis in den Krieg hinein kennt sein Tagebuch nahezu kein anderes Thema als die Politik, mit der er intensiv rang. Seine Aufzeichnungen werden noch ausführlich betrachtet, aber an dieser Stelle sind seine ebenfalls überlieferten Liebesbriefe erwähnenswert, die der verheiratete Mann an eine Bekannte schrieb, mit der er im selben Jahr ein Verhältnis begann. In diesen Briefen spielt Politik keine Rolle, ihr Verfasser erscheint lebensfroh, empfindsam und vom politischen Geschehen unberührt, während der Tagebuchschreiber von den politischen Entwicklungen besessen und niedergeschlagen wirkt. Es sind unterschiedliche Personen, die uns im Tagebuch und in den Liebesbriefen entgegentreten, und keine von diesen ist identisch mit der realen Person des Schreibenden. Bestenfalls zeigen sie einen bestimmten Ausschnitt von ihr.⁵⁸ In diesem Sinn erlaubt Hans Maschmanns Tagebuch kaum einen Rückschluss darauf, in welchem Ausmaß die politischen Veränderungen nach 1933 seine Gefühle und Gedanken auch jenseits des Tagebuchschreibens bestimmten. Doch für die Tatsache, dass er sich nach 1933 intensiv mit den durch die Etablierung des Nationalsozialismus einhergehenden Veränderungen beschäftigt hat, und für die Art und Weise, wie er dies tat, ist sein Tagebuch eine ideale Quelle.

Natürlich reagierten die Deutschen nicht nur im Medium Tagebuch auf die Herausforderung des Nationalsozialismus, und für die Frage, inwieweit individuelle Reaktionsweisen ihrerseits die Möglichkeiten der Politikgestaltung des NS-Regimes beeinflussten, ist gerade das alltägliche Verhalten der Deutschen von besonderer Bedeutung. Dessen Veränderung kann anhand von Tagebüchern ebenfalls beobachtet werden. Auch wenn Tagebuchautoren nicht einfach bestehende Gedanken und Gefühle festhalten, sondern diese beim Schreiben erst hervorbringen, beziehen sie sich stets auf tatsächliche Erlebnisse, zu deren Reflexion und Dokumentation das Tagebuch dienen soll. Tagebuchschreiben ist damit nicht nur performativ, sondern immer zugleich deskriptiv, da es eine im Wortsinn autobiografische Tätigkeit ist: Tagebuchautoren schreiben über ihr Leben. Auch dies stellt eine zentrale textuelle Eigenheit von Tagebüchern dar, die Philippe Lejeune unterstreicht, indem er Tagebücher nicht der etablierten Kategorie nichtfiktionaler Texte (Nonfiction) zuordnet, sondern einen neuen Begriff für sie vorgeschlagen hat, begründet durch die spezifische Schreibposition der Autoren: Dass Tagebuchschreiber nicht wissen, was in der Zukunft passieren und Gegenstand ihres Schreibens werden wird, begrenzt die Möglichkeiten zur Fiktion. Denn bewusste Erfindungen müssten nicht nur plausibel in die Beschreibung des gegenwärtigen Lebens eingefügt,

58 Ähnliches betont Peter Fritzsche am Beispiel des Angestellten Franz Göll, ders.: *The Turbulent World*, S. 32-77.

sondern auch in späteren Einträgen immer wieder mit dessen unabsehbaren weiteren Entwicklungen in Einklang gebracht werden. Eine Aufgabe, die »unmöglich, zumindest sehr schwierig« wäre. Die »Vergangenheit leistet der Macht der Phantasie nur begrenzten Widerstand«, und Autobiografien sind vielfach durch fiktionale Elemente geprägt. Mit der Zukunft hingegen lässt sich »nicht nach Belieben umspringen«: Das »Tagebuch ist »antifiktional«.⁵⁹ Damit ist nicht gemeint, dass man in Tagebüchern enthaltene Angaben schlicht als wahr erachten kann. Auch sie sind auf ihre Plausibilität hin zu prüfen, auf Schönungen, Stilisierungen und Auslassungen. Was Lejeune mit dem Begriff der Antifiktio n unterstreicht, ist vielmehr das hohe Maß, in dem diese Textart auf die in ihr thematisierte außertextuelle Wirklichkeit bezogen ist. Tagebücher erlauben deshalb auch eine wenngleich ausschnittshafte Beobachtung alltäglichen Verhaltens, sodass mit ihnen nicht nur die Veränderung von Welt- und Selbstdeutungen untersucht werden kann, sondern auch der Wandel konkreter Verhaltensweisen nach dem Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft.

Die Überlegungen zum textuellen Charakter des Tagebuchs verdeutlichen, warum mit dieser Quelle auch allgemeingültige Erkenntnisse gewonnen werden können: Zwar zeigen einzelne Tagebücher immer nur jene Gedanken, die konkrete Personen festhielten, und diese bleiben auch im Vergleich mit anderen Tagebüchern einmalig.⁶⁰ Doch so individuell die jeweiligen Niederschriften sind, griffen die Autoren dennoch bei ihren Überlegungen notwendigerweise auf geteilte Vorstellungen, Begriffe und Grundannahmen zurück. Die Art und Weise, in der Personen Erlebnissen Sinn zuweisen, welche Kategorien, Konzepte und Denkmodelle sie dabei anwenden, was sie als bedeutsam und als unbedeutend einschätzen, ist zeitspezifisch und insofern historisierbar. Indem Tagebücher nicht fertige Einschätzungen, sondern den Prozess des Einschätzens dokumentieren, ermöglichen sie es, zeitspezifische Grundlagen individueller Reaktionen auf den Beginn der NS-Diktatur zu identifizieren und verallgemeinerbare Antworten auf die hier gestellten Fragen zu formulieren. Die herangezogenen Tagebücher werden deshalb stets vergleichend nach Gemeinsamkeiten hinsichtlich Logiken, Begriffen und unhinterfragten Grundannahmen befragt. Dieses Verfahren gibt zwar keinen Aufschluss darüber, wie typisch oder wie häufig bestimmte, in einzelnen Tagebüchern auffindbare Reaktionen auf die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus waren. Es macht aber die grundlegende Art und Weise verständlich, in der die Zeitgenossen auf den Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft reagierten. Und es hat den Vorteil, dass es die Besonderheit einzelner Tagebücher ernst nehmen und die konkreten Reaktionen auf die individuelle Herausforderung des Nationalsozialismus am Einzelfall untersuchen kann, ohne auf verallge-

59 Lejeune, *Das Tagebuch als Antifiktio n*, S. 322 f.

60 Eine sehr prägnante Formulierung für diesen Umstand hat Lutz Niethammer mit dem Begriff »Enttypisierungsschock« geprägt, ders., *Fragen, Antworten, Fragen*, S. 410 f.

meinerbare Ergebnisse verzichten zu müssen. Denn indem nach Gemeinsamkeiten in der Funktionsweise dieses Reagierens gesucht wird, müssen einzelne Tagebücher nicht hinter allgemeinen Aussagen zurücktreten, sondern können in ihrer Einmaligkeit veranschaulichen, zu welchen Reaktionen im Einzelfall die zeitgenössischen Reaktionsweisen führten.

Quellengrundlage

Dieses Buch stützt sich auf die Auswertung rund 140 bisher weitgehend unveröffentlichter Tagebücher aus dem Zeitraum 1930 bis 1939. Die auch in jüngeren Studien immer wieder geäußerte Vermutung, zeitgenössische Selbstzeugnisse seien »für die Vorkriegsjahre rar«, kann ich nicht bestätigen.⁶¹ 140 Tagebücher bei über 60 Millionen Deutschen, die 1933 mit der individuellen Herausforderung des Nationalsozialismus konfrontiert waren, mögen als eine geringe Anzahl erscheinen. Doch geht es hier, wie bereits betont, nicht um die statistische Repräsentativität konkreter Erfahrungen, sondern darum, in möglichst unterschiedlichen Tagebüchern nach den grundlegenden Bedingungen individuellen Erfahrens zu suchen.⁶² Hierfür ermöglichen es die 140 Tagebücher, eine große Zahl zeitgenössischer Perspektiven zu berücksichtigen, was jedoch ein heterogenes Quellensample voraussetzt: Je heterogener es ist, je mehr unterschiedliche Perspektiven und Positionen berücksichtigt werden können, umso sicherer lässt sich ausschließen, dass die im Vergleich aufgefundenen Reaktionsweisen nur für eine bestimmte Personengruppe galten. Gerade wo in sehr unterschiedlichen, sich auch widersprechenden Reaktionen Gemeinsamkeiten aufgedeckt werden können, zeigen sich diejenigen Grundlagen, die nicht bestimmten Einzelpersonen eigen waren, sondern den zeitgenössischen Umgang mit der individuellen Herausforderung des Nationalsozialismus insgesamt prägten.⁶³

Doch wie heterogen kann ein Quellensample aus Tagebüchern überhaupt sein, wenn immer nur ein Teil der Zeitgenossen Tagebuch führte und selbiges zudem das Denken, Handeln und Fühlen seines Verfassers höchstens aus-

61 Föllmer, *Wie kollektivistisch war der Nationalsozialismus*, S. 39. Ähnlich auch Büttner, *Alltag der Judenverfolgung*, S. 89; Kershaw, *Alltägliches und Außeralltägliches*, S. 274.

62 Zudem schafft bereits diese Zahl an Dokumenten ein darstellerisches Problem: Werden die skizzierten methodischen Ansprüche ernst genommen, können Tagebucheintragen nicht auf kurze Zitatschnipsel reduziert werden. Vielmehr erfordert ihre Interpretation ausführlichere Darstellungen. Dass von den 140 ausgewerteten Tagebüchern schließlich nur etwa 100 den Weg in die Studie gefunden haben, liegt deshalb nicht daran, dass sich in den anderen keine Belege für die präsentierten Deutungen finden lassen, sondern an dieser Grenze des Zeigbaren.

63 Einen ähnlichen Gedanken formuliert Stephen Kern in seiner Untersuchung philosophischer und künstlerischer Diskurse um die Jahrhundertwende mit dem Konzept der »conceptual distance«, ders.: *Kern, Culture of Time and Space*, S. 7. Mit Blick auf Tagebücher ähnlich auch Linke, *Sprachkultur und Bürgertum*, S. 41.

schnittweise dokumentierte? Diese Frage ist in dreifacher Hinsicht zu stellen: mit Blick auf das Sozialprofil der Tagebuchautoren und die Überlegung, ob nicht bestimmte gesellschaftliche Gruppen durch diese Quelle von vornherein ausgeschlossen sind; mit Blick auf die Form des Tagebuchs und die Abwägung, inwieweit der ausschnittshafte Charakter des Tagebuchschreibens relevante Inhalte ausblendet; und mit Blick auf die Beziehung zwischen Nationalsozialismus und Tagebuchschreiben sowie das Nachdenken darüber, inwieweit Tagebuchautoren nicht insgesamt eine bestimmte, womöglich vor allem kritische Haltung zum Nationalsozialismus teilten. Lösen lassen sich diese Fragen nicht mit Überlegungen zum textuellen Charakter des Tagebuchs, sondern mit Hinweisen auf die historische Entwicklung des Tagebuchschreibens im frühen 20. Jahrhundert.⁶⁴

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts war die Entwicklung des Tagebuchs eng mit der Herausbildung des Bürgertums verknüpft, das sich als soziale Figuration über eine bestimmte, »bürgerliche« Lebensweise definierte.⁶⁵ Schreib- und Lesepraktiken nahmen hierfür eine zentrale Rolle ein. Mit ihnen grenzte sich das Bürgertum sowohl vom am Zeremoniell orientierten Adel ab als auch von den überwiegend nicht alphabetisierten unterbürgerlichen Schichten – und inszenierte die eigene soziale Identität.⁶⁶ Um dem bürgerlichen Selbst Ausdruck zu verleihen, war das Tagebuchschreiben durch eine starke Formalisierung geprägt, die entlang enger Genrekonventionen den Autoren vor allem die Auseinandersetzung mit der eigenen Innerlichkeit im so genannten »Journal intime« abforderte. Entsprechend sozial exklusiv und formal kanonisiert war das Tagebuch des 19. Jahrhunderts. Dies änderte sich im Übergang zum 20. Jahrhundert grundlegend. Die allgemeine Alphabetisierung, die Entstehung der modernen Massen- und Konsumkultur, politische und gesellschaftliche Veränderungen führten dazu, dass es in den Jahren zwischen 1880 und 1930 zu einer massiven Zunahme und sozialen Ausweitung des Tagebuchschreibens kam. Mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts führten so viele Autoren so unterschiedlicher sozialer Herkunft ein Tagebuch wie niemals zuvor.⁶⁷

Auch wenn verlässliche Angaben zur sozialen Verteilung des Tagebuchschreibens fehlen, beschränkte sich das Führen eines Tagebuchs in den 1930er Jahren nicht mehr auf eine bestimmte soziale Gruppe, auch wenn sich diese Schreibpraxis sicher weiterhin ungleich über die verschiedenen sozialen

64 Zur Entwicklung des Tagebuchschreibens im 20. Jahrhundert siehe die Beiträge in Steuwer/Graf (Hg.), *Selbstreflexionen und Weltdeutungen*, insb. Steuwer/Graf, *Selbstkonstitution und Welterzeugung*.

65 Linke, *Sprachkultur und Bürgertum*; Budde, *Bürgerleben*; Habermas, *Frauen und Männer des Bürgertums*, S. 269-278.

66 Reckwitz, *Das hybride Subjekt*, S. 155-171; Linke, *Sprachkultur und Bürgertum*, S. 292.

67 Zur Entwicklung privater Schriftlichkeit im 20. Jahrhundert siehe Warneken, *Populäre Autobiographik*, S. 10-26; Hämmerle, *Nebenpfade*; Schikorsky, *Private Schriftlichkeit*.

Schichten verteilte. Doch auch die hier zusammengetragenen Quellen zeigen, dass Tagebuchschreiber in den 1930er Jahren in allen sozialen Schichten vertreten waren und somit Autoren sehr unterschiedlicher sozialer Herkunft berücksichtigt werden können. Zwar stellen Tagebücher von Rechtsanwälten, Ärzten, Studenten, Lehrern und anderen Autoren mit bildungsbürgerlichem Hintergrund oder akademischen Berufen etwa zwei Fünftel des Quellsamples. Die restlichen drei Fünftel stammen jedoch von Autoren, die in abhängiger Beschäftigung arbeiteten, als Selbstständige tätig oder ohne Arbeit waren. So etwa das Tagebuch von Claus Behr, Weinhändler und Gastwirt aus dem Schwarzwald, oder jenes von Franz Wallner, einem Lieferanten-Fahrer und Hilfsarbeiter aus München. Fritz Schlösser arbeitete als Dienstmann am Essener Hauptbahnhof, und Walter Lohs führte einen Bauernhof in einem Dorf nördlich von Chemnitz. Diese Beispiele verweisen auch darauf, dass die Quellenauswahl Tagebücher aus unterschiedlichen Regionen des Deutschen Reiches sowie von Autoren aus urbanen wie aus ländlichen Regionen enthält. Ebenso umfasst sie verschiedene Altersgruppen, wobei der Großteil der Tagebücher von erwerbstätigen Erwachsenen stammt. Tagebücher von Frauen und Männern sind etwa gleich stark vertreten.⁶⁸

Mit der sozialen Ausbreitung des Tagebuchschreibens in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts gingen zugleich eine Pluralisierung der Schreibpraxis und ein Nachlassen der Formstrenge des Tagebuchs einher. Die Anfänge dieser Entwicklung lassen sich bereits im ausgehenden 19. Jahrhundert beobachten, in dem sich bürgerliche Tagebuchautoren zunehmend gegen die starren Genre-grenzen des Tagebuchs auflehnten.⁶⁹ Vor allem aber die neuen Schreibenden aus anderen sozialen Schichten öffneten das Tagebuchschreiben für dem Medium bisher unbekannte Selbstvorstellungen, Lebensentwürfe und Schreibzwecke.⁷⁰ In vielen Tagebüchern rückten nun soziale und politische Themen sowie das Verhältnis des Verfassers zu der ihn umgebenden Umwelt in den Mittelpunkt, was das etablierte bürgerliche Tagebuch aber keineswegs verdrängte. Im Gegensatz zur Kanonisierung der Tagebuchform im 18. und 19. Jahrhundert blieb das 20. Jahrhundert durch das »Nebeneinander oder [...] Widerstreiten der verschiedenen Funktionen des populären Tagebuchs« geprägt.⁷¹

Insofern lässt sich auch in meiner Quellengrundlage ein gemeinsamer Inhalt oder Zuschnitt der Tagebücher nicht feststellen: Manche Tagebuchautoren wie die Malerin Luise Klempf nutzen ihre Eintragungen weiterhin, um sich vor allem mit ihrem Innenleben auseinanderzusetzen. Andere notierten demgegenüber chronikartig Beobachtungen über den eigenen Alltag oder das Geschehen im sozialen Umfeld. Bei dem Andernacher Stadtarchivar Stephan Weidenbach ging dies so weit, dass er in seinem privaten Tagebuch nahezu ausschließlich

68 Zur besseren Lesbarkeit verwende ich dennoch im Allgemeinen das generische Maskulinum.

69 Lejeune, *Mädchentagebücher*, S. 177.

70 Siehe hierzu Lüdtkke, *Writing Time, Using Space*.

71 Hämmerle, *Nebenpfade*, S. 158.